

Über Rubinstein und die persische Kaiserin

Klaus Geitel plaudert

Meine Freunde, die Pianisten, bilden ein kuriose Völkchen. Sie wandern durch die Welt, einige von ihnen begleitet von ihren Klavieren, wie die Herrchen von ihrem Hund. Nur dass die Klaviere nicht Gassi gehen und dass die Klavierherrchen am Ende, trotz der miraculösesten Anverwandlung, ihrem Flügel nicht ähnlich sehen. Von einigen Altersschunden einmal abgesehen.

Jorge Bolet jedenfalls ging mit seinem zerkratzten, alten Baldwin-Klavier, das nur noch mit Bindfäden zusammengehalten wurde, auf Europa-Tournee. Eine Klaviertransport-Firma hatte eine ingeniöse Verlademethode entwickelt, die von einem einzigen Mann zu handhaben war, der gleichzeitig den Laster über Nacht dahin steuerte, wo Bolet am nächsten Abend zu spielen hatte. Und natürlich stimmte er auch noch das Klavier.

Die Pianisten neigten seit eh und je zur Exzentrik, nicht erst seit den seligen Tagen von Friedrich Gulda. Vielleicht streben sie nur mit Leibeskräften aus der Einsamkeit des Klavierspiels heraus: aus dieser Gefängnishaft vor den schwarz-weißen Tasten, die sie tagtäglich von morgens bis abends gefräßig anblecken. Einige, wie der grandiose Pachmann, riefen sich mitten im eigenen Konzert Ermunterungen zu: "Bravo Pachmann!", schrie er ganz ungeniert mitten im Spiel. "Weiter so!". Auch deckte er geheimniskrämerisch mit dem rechten Arm seinen Vortrag ab, um seine Fingersätze der allgemeinen Neugier nicht preiszugeben.

Horowitz wiederum saß wie der kleine Junge, der er einmal gewesen war, unbewegt am Klavier, wie ihn seine Mama einst auf den Hocker vor dem Flügel hingesezt hatte: die Artigkeit in Person. "Einmal, in meinen ganz jungen Jahren, habe ich Emil von Sauer, den Liszt-Schüler, spielen gehört", erzählte Horowitz mir. "Es war erschreckend. Sauer richtete die Augen immerfort himmelwärts, holte hoch droben in der Luft imponierend aus und schlug dann mit den Händen gewaltig zu. Leider oft auf die falschen Tasten. Das war mir eine Lehre. Seitdem schaue ich unbewegt beim Spiel vor mich hin auf die Tasten."

Rubinstein wiederum war kein Tastenlöwe wie viele seiner lieben Kollegen. Er war ein ans Klavier verschlagener Gesellschaftslöwe. Dur und Moll waren für ihn wie Moët et Chandon. Er servierte sein Spiel champagnergleich kribbelnd, doch nie tief gekühlt. Ich sah ihn das letzte Mal, als er das greise, beinahe erblindete Haupt tief über den Orchestergraben der Opéra de Paris beugte, der Neufassung von Alban Bergs "Lulu" lauschend. Ein ergreifender Anblick.

Ein belustigender aber auch, als er tief in der Nacht vom Podium in Persepolis sprang und zum Entsetzen aller Leibwächter der entzückenden Kaiserin von Persien entgegenlief, um ihr mit einem Handkuss für ihren freundlichen Beifall zu danken. Später, es ging schon auf drei Uhr nachts, traf ich ihn quietschvergnügt in den Rosengärten von Schiras. Man hatte ihm gerade den jungen Michel Béroff präsentiert, den Nachwuchspianisten en vogue. Rubinstein, das Champagnerglas in der durchaus unwelken Hand, tätschelte und hätschelte den jungen Kollegen: "Sie sehen so blass aus. Sie üben zu viel!" Das mochte tatsächlich der Fall sein. Manche brauchen es eben; andere angeblich nicht. Zu diesen gehörte offenbar Rubinstein.

Immer, wenn Arturo Benedetti Michelangeli auf dem Podium erschien, wirkte er, als habe er in der Garderobe gerade die schrecklichsten Gespenster gesehen und müsse sich allein schon deshalb am Klavier zu höchster Klarheit durchringen. Manchmal aber wirkte er von vornherein selber wie ein Gespenst.

Wie viel neue, wunderbare Pianisten, die höchste Aufmerksamkeit verdienen, sind seitdem aus dem Ei geschlüpft. Lars Vogt macht immer wieder durch seine stürmisch-jungmännliche Intensität helle Freude: die animierende Kraft, die er in das Ensemble-Spiel zu investieren versteht. Der Hannoveraner Jan Gottlieb Jiracek treibt mit seinem Messiaen-Spiel, wie der Meister es wünschte, buchstäblich den Teufel aus. Markus Groh ist ein Prophet der interpretatorischen Feinsinnigkeit. **Der Münchner Ingo Dannhorn schlägt sich mit höchstem Fingerspitzengefühl seinen Privatweg durchs Repertoire. Sie alle, alle sind der höchsten Aufmerksamkeit wert.**

Artikel erschienen am 28.07.2001